

»Wie wollt ihr euch erinnern?«

Das Partizipationsprojekt zum Gedenkort
Hannoverscher Bahnhof

Zeitschrift für verbandliche Jugendarbeit in Hamburg

partizipativ

2/12



»Wir denken, wir sind aufgeklärt«

Jugendliche entwickeln Ideen für den Gedenkort Hannoverscher Bahnhof

Von Sibylle Hoffmann, Hamburg

Max spricht schnell und laut. Seine Augen blitzen, und er schöpft immer neue Argumente. Vehement verteidigt er den »Deportations-Rap«, den er mit der Arbeitsgruppe Hip-Hop geschrieben hat. »Tuk Tuk Tuk die Eisenbahn / wer von uns muss diesmal fahr'n / wir brauchen keinen Fahrschein / wenn wir Glück ham, komm' wir lebend an« – zitiert Pia den Refrain. In diesem Rap stecke viel Ironie, meint Max.

Und Ironie erzeuge Aufmerksamkeit, ergänzt Pia (s. Kasten 1; S. 6 f.). Wenn man jungen Menschen in einer Gedenkstätte das Grauen des Nationalsozialismus vor Augen führen und sie vor Rassismus und Extremismus warnen will, dann muss man ihre Gefühle ansprechen, sagen beide. Max Stimme wird noch lauter, er will eine Revolution in der Erinnerungskultur. Einige Ältere schütteln zunächst die Köpfe und hadern. Kann man über Deportationen in diesem Tonfall sprechen – oder gar im Beat sin-

gen? Sie kritisieren historische Ungenauigkeiten. Am Ende einer intensiven Debatte einigen sich alle. Das Lied wird mit kleinen Veränderungen akzeptiert und als Video zu sehen sein. Ein positives Zeichen also für die Jugendlichen, die seit Wochen schon Ideen zusammentragen, wie ein zukünftiges Dokumentations- und Informationszentrum am Lohseplatz gestaltet werden könnte. Am Lohseplatz – auf dem Gebiet der heutigen HafenCity – stand bis 1955 der Hannoversche Bahnhof. Zwischen 1940 und 1945 fuhren hier 20 Deportationszüge ab und brachten fast 7.700 Juden, Sinti und Roma in Ghettos und Vernichtungslager. Am Lohseplatz ist eine Gedenkstätte geplant, und 37 Hamburger Jugendliche zwischen 15 und 19 Jahren haben in mehreren Workshops unter Anleitung eines siebenköpfigen Projektteams ihre Vorstellungen dazu entwickelt.

Das neuartige Partizipationsprojekt auf Initiative des Landesjugendrings Hamburg wird von einem breiten Spektrum Hamburger Institutionen (S. Info S. 5) unterstützt und organisiert. Zeitzeugen, Vertreter von Verfolgtenverbänden, Historiker, Stadtplaner und andere Experten kommen zu den Workshops der Jugendlichen hinzu. Viele Stimmen also, viele Meinungen und immer wieder Diskussionen. Wie gestaltet man ein Dokumentationszentrum so überzeugend, dass es auch kommende Generationen beeindruckt, die keinen persönlichen Kontakt mehr zu Zeugen aus der Nazizeit haben werden?

Anfangs gab es im Projekt Missverständnisse. Manche Jugendliche dachten, sie könnten die Gedenkstätte selbst planen, aber nein: Architekten haben bereits Entwürfe vorgelegt (s. Kasten 2). Die vollständige Realisierung samt



Erinnerungspark soll 2017 erfolgen, ein Informations- und Dokumentationszentrum wird bereits 2013/14 stehen. Allerdings lässt auch die Dokumentations-Ausstellung für die Gedenkstätte den Jugendlichen wenig Raum für neue Ideen, denn es gibt die Ausstellung bereits – inklusive Katalog*. Sie wurde 2009 im Kunsthaus Hamburg gezeigt und wartet nun darauf, am Lohseplatz dauerhaft präsentiert zu werden.

Fragen und Aufgaben. Die Initiatoren des Vorhabens wollten in diesem Projekt mit den Jugendlichen vor allem Ideen sammeln zu der Frage: »Wie wollt ihr euch an diesem Gedenkort erinnern?« In einer Liste hatten die Ausrichter des Projekts Fragen zusammengetragen. Die erste lautete: »Welche aktuellen Themen stehen eurer Meinung nach in Bezug zur Geschichte der Hamburger Deportationen?« Die achte und letzte: »Wie würdet ihr das Informations- und Dokumentationszentrum in der HafenCity nennen?« Zwei Titel fanden die jungen Leute für den Gedenkort am Lohseplatz: »Gedenkstätte Hannoverscher Bahnhof – Gleise ins Ungewisse« und »Abfahrt zum Erinnern – zum Gedenken an die Deportierten vom Hannoverschen Bahnhof«. Insgesamt sieben Treffen hat es in der Zeit zwischen Oktober 2011 und Mai 2012 gegeben, jeweils freitags und samstags. Die Jugendlichen besuchten die KZ Gedenkstätte in Neuengamme, nahmen den Lohseplatz in Augenschein, und gemeinsam reisten sie nach Berlin, um Gedenkort zu besichtigen und deren Gestaltung zu studieren. Die Projektwebsite »www.wie-wollt-ihr-euch-erinnern.de« diente ihnen als öffentliches Tagebuch. »Wir denken, wir sind aufgeklärt«, warnt Marlin, »aber es gibt diese Rechtsextremen noch in unserem Alltag«. Immer wieder überlegen die Schüler/innen, was sie wie und wo beitragen können, um den Hannoverschen Bahnhof zu einem – wie Lukas (s. Kasten 2) sagt – »Ballungsart« zu machen: Viele Menschen sollen zum Lohseplatz kommen! Im Dokumentationszentrum werden sie von den Deportationen im Nationalsozialismus erfahren und einen Bezug zur Gegenwart finden.

Die Arbeit der Jugendlichen konzentrierte sich auf acht Schwerpunkte:

- Die Arbeitsgruppe Accessoires hat Taschen und Armbänder entworfen, die in der Gedenkstätte verkauft werden sollen. Das wirkt absurd, findet Niclas. Aber er hat sich in das Thema hineingedacht und begründet klar, warum Leinenbeutel mit dem Aufdruck »Erinnere dich« in vielen Sprachen eine gute Sache sind (s. Kasten 3).
- Die Arbeitsgruppe Wegweiser entwickelte einen Plan zur Aufstellung von Schildern, die

zum Lohseplatz führen. Der Plan bindet auch Orte in Hamburg ein, deren Bedeutung im Nationalsozialismus heute nicht mehr sichtbar ist. Eine gute Idee, die aber viel Bürokratie mit sich bringt, stöhnt Doris (siehe Kasten 4).

- Die Arbeitsgruppe Angebote stellt sich einen Chill-Out-Room vor, in dem die Besucher der Gedenkstätte sich zwar hinsetzen und ausruhen können, aber doch beim Thema bleiben. Darum sollen auf Tischen handliche, große Würfel platziert werden, auf denen Photos und Biographisches über deportierte Menschen informieren (s. Kasten 1).

- Einen besonderen Eingangsbereich in den Gedenkort plant die Audio-Arbeitsgruppe: Der Besucher soll gleichsam eingeschlossen werden – als wäre er in einem Deportationswagen. Dazu soll der Raum abgedunkelt werden und eine »Tonduche« mit Berichten von Deportierten erklingen. Die jungen Ausstellungsmacher wollen den Besuchern die Bedrückung nicht ersparen. (s. Kasten 1).

- Die Arbeitsgruppe mobiler Stand hat ein kleines Dokumentationszentrum entwickelt, mit dem öffentliche Orte und Schulen angefahren werden können, um einen ersten Eindruck von der Gedenkstätte zu geben und zu informieren (s. Kasten 2).

- Ein zehn Minuten langes Video zum Projektablauf und zu den behandelten Themen hat die Arbeitsgruppe Film gedreht.

- Die Arbeitsgruppe Hip-Hop hat den oben erwähnten und zunächst so umstrittenen Deportations-Rap geschrieben und im Video aufgezeichnet (s. Kasten 1).

- Eine Arbeitsgruppe hat ihren Namen im Projektverlauf mehrmals gewechselt. Erst hieß sie »Promi-AG«. Prominente sollten angesprochen werden, damit sie sich in einem Video zum Thema Deportation äußern. Diese Idee zerschlug sich (s. Kasten 5). Daraufhin nannte sich die Arbeitsgruppe einfach »Erinnern ohne Prominente«: Die Jugendlichen stellten sich selbst vor die Kamera. Im Video erklären sie, warum sie sich an wen erinnern. (s. Kasten 6). Zuletzt hat sich die Gruppe den Titel »Blick zurück – Erinnerungsclips« gegeben.

Ihre »Erinnerungsclips« wird die Arbeitsgruppe ins Internet stellen, vorab aber haben die Jugendlichen darüber mit zwei Vertretern des Auschwitzkomitees diskutiert, die in den Arbeitsgruppen zu Gast waren. Eine Workshopteilnehmerin fand sich im Erinnerungsclip unpassend gekleidet und bat um eine Nachaufnahme. Frieda Larsen vom Auschwitzkomitee wischte die Bitte vom Tisch: Die Deportierten hatten keine Zeit, sich über ihr Aussehen Gedanken zu machen! So wurden die Jugendlichen immer mehr und unmittelbarer mit der Wirklichkeit der Deportationen konfrontiert.

In allen Workshops legten die Vertreter des Auschwitzkomitees großen Wert darauf, dass die Jugendlichen in ihren Beiträgen die Würde der Deportierten und ihrer Nachfahren so wahren, dass es keine Missverständnisse gibt.

Zurück zum Anfang: Die Frage nach den Themen, die aktuell in Bezug zum Hannoverschen Bahnhof stehen, wurde von den Jugendlichen überwiegend mit dem Hinweis auf Rassismus und Rechtsextremismus beantwortet. Die Abschiebung von Flüchtlingen erwähnten sie dagegen kaum. Frieda Larsen, die sich selbst auch gegen Abschiebungen engagiert, betonte: »Es geht hier ja auch wirklich um das Erinnern an das, was 1933 bis 1945 geschehen ist und dass das nicht verfälscht wird.« In den nächsten Monaten sind weitere Projekttreffen geplant. Dann wird diskutiert, welche Ideen in das Ausstellungskonzept wirklich integriert werden. Auf jeden Fall soll das Projekt und mit ihm das Thema lebendig gehalten werden.

* In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 – 1945, hg. von Linde Apel im Auftrag der Behörde für Kultur, Sport und Medien u.a., Hamburg 2009

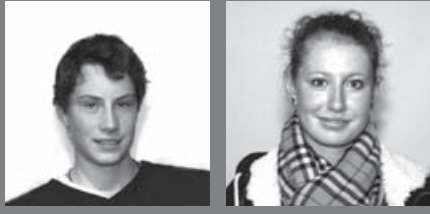
Projektförderer und -ausrichter

Das Beteiligungsprojekt »Wie wollt ihr euch erinnern?« wird ausgerichtet und gefördert von:

- Alfred Toepfer Stiftung F.V.S.
- Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration
- Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg
- Freundeskreis der KZ-Gedenkstätte
- Gewerkschaft Erziehung Wissenschaft
- HafenCity GmbH
- Institut für Geographie der Universität Hamburg
- Körber-Stiftung
- Kühne Logistics University
- Kulturbehörde
- KZ-Gedenkstätte Neuengamme
- Landesjugendring Hamburg
- Landeszentrale für politische Bildung
- Moses-Mendelssohn-Stiftung
- Nordmetall-Stiftung

Der Landesjugendring Hamburg bedankt sich insbesondere bei der Alfred Toepfer Stiftung für eine großzügige Spende, mit der dem LJR eine personelle Beteiligung an der Projektdurchführung ermöglicht wurde.

Deportation rappen?



Maxilian Jakob (17) und Pia Laura Eileen Abel (16) über eine Revolution der Erinnerungskultur

Einen Gedenkort mitgestalten: Was bedeutet das für dich, Max?

Max: Ich glaube, ich war nicht der einzige, der anfangs nicht verstanden hat, was wir hier machen. Dann hat sich herausgestellt, dass es die Ausstellung, die es am Lohseplatz geben soll, bereits gibt und dass wir nur noch Teile ergänzen können. Und das fand ich sehr, sehr traurig. Ich fand's schon cool, dass wir überhaupt etwas machen können, aber ich hatte mir vorgestellt, dass wir viel, viel mehr machen können. Und ich find's auch cool, dass wir Sachen einbringen können, die genau das Gegenteil von dem Erinnerungsbild sind, das wir in Deutschland haben. Gerade dieser Hip-Hop-Song, wo ich mit Leib und Seele hinter stehe, das ist wirklich mal etwas ganz anderes. Diese »Revolution der Erinnerungskultur« finde ich den spannendsten Teil des Projekts.

Wie erlebst du denn die gegenwärtige Erinnerungskultur?

Max: Sehr, sehr viel Museum. Man guckt sich viel an, muss viel lesen und dann ist man auch echt geschockt. Das ist gut so, aber ich finde, dass gerade wir meine Generation mit Medientechnik und Facebook ansprechen müssen, damit die sich das mal angucken und es ihren Kindern weitergeben. Es soll vor allem emotionaler werden. So dass sie dann nachdenken und sich auch gegen Rechts engagieren. Dafür haben wir das Hip-Hop-Lied gemacht. Wir haben den Chillout-Room mit den Biographiewürfeln, wo man sich entspannen kann und dann aber zu den Plexiglaswürfeln greifen kann und dort die Biographien von Deportierten nachlesen kann. Und dann planen wir eine Tondusche. In den vier Ecken eines dunklen Raumes wird jeweils eine Lebensgeschichte von Deportierten erzählt, und wenn man in der Mitte steht, hört man alles durcheinander. Das soll ein Gefühl erzeugen wie in einem Deportationswaggon. Und dann haben wir einen Eingangsbereich geplant, in dem die Türen gleich zugehen: Man hört Zugeräusche und hat wieder das Gefühl, in einem Deportationswaggon zu sein. Dort wird dann ein Brief verlesen, den eine Frau schrieb, als sie in einem Waggon saß. Dann hört man noch eine kleine Einleitung in die Ausstellung, danach erst gehen die Türen wieder auf. Also: Weniger lesen, mehr hören.

Pia, wie siehst du das?

Pia: Also, ich hab' nicht gedacht, dass wir alleine eine Ausstellung planen könnten. Aber ich fand es schade, dass die Räume festgelegt sind. Wir hatten untereinander schon diskutiert, wie wir die Räume gestalten wol-

len, mit Tunnel und Eisenbahnschienen ... Und das kann man gar nicht mehr umsetzen, weil so viel schon durch die Gedenkstättenplanung festgelegt ist. Im Endeffekt haben wir viel zu wenige Räume, weil wir so viele Ideen haben. Wir wollten auch einen Raum für Filme haben.

Wir hatten also das Gefühl, dass die sagen: »Wir machen jetzt was mit Jugendlichen, damit es irgendwie Interesse erweckt.« Aber im Endeffekt steht schon alles fest. Wir haben also viele Ideen einzubringen, aber wir glauben nicht, dass vieles davon auch umgesetzt wird.

Wichtig ist uns jetzt der Hip-Hop-Song, den wir besonders cool finden. Der ist sehr ironisch und überspitzt – mit historischen Bezügen, die nicht richtig sind. Uns wurde gesagt, dass das nicht gut ist, und es kam sehr viel Kritik. Aber wir wollen überspitzen und so die Aufmerksamkeit der Leute haben.

Wie kam es denn zu dem Lied?

Max: Wir haben hier mit einem Rapper zusammen gesessen und sehr viel politische Musik angehört, von Bertolt Brecht über die Toten Hosen bis hin zum Ballermann-Party-song. Also wir haben uns damit beschäftigt, was politische Musik sein kann und dann einen Beat gesucht, zu dem wir texten wollten. Dann haben wir aus einem Kinderlied einen »Deportations-Rap« geschrieben – mit dem Refrain: »Tuk Tuk Tuk die Eisenbahn, wer von uns muss diesmal fahr'n, wir brauchen keinen Fahrschein, wenn wir Glück ham, komm' wir lebend an.« Das fanden viele im Beirat – der ist hier ja das Wichtigste – zu krass.

Ein wandernder, mobiler Stand



Lukas Slinspach (16) zur Frage, wie der Hannoversche Bahnhof zu einem lebendigen Gedenkort werden kann

Was hast du von Deportationen in Hamburg gewusst, bevor du dich zum Workshop angemeldet hast?

Lukas: Im Grunde genommen nur das, was meine Großeltern mir erzählt haben – und zwar, dass im Nationalsozialismus Nachbarn verschwunden sind, und dass die Großeltern nicht wussten, wie das kam. In unserem Schulunterricht wurden die Deportationen aus Hamburg nicht behandelt. Berlin, wo es große jüdische Gemeinden gab, wurde behandelt, aber nicht Hamburg. Ich kannte den Hannoverschen Bahnhof nicht und habe erst im Projekt von den hier organisierten Deportationen erfahren. Das war erschreckend.

Seid ihr am Lohseplatz gewesen?

Lukas: Ja, das ist jetzt ja quasi Brachland. Die Überreste und die Schienen sind kaum zu

erkennen, so dass es schwierig ist, sich das alles vorzustellen.

Warum haben dir die Pläne der Architekten zur Gestaltung des Lohseplatzes nicht gefallen?

Lukas: Es wird viel mit Betonelementen gearbeitet. Es soll auch nicht nur eine Gedenkstätte geben sondern eine Gedenkstättenlandschaft – und alles wird mit Betonelementen gestaltet. Ich bin kein Fan von Beton, weil's kalt ist, und die Geschichte, auf die dieser Beton hinweist, ist dann auch kalt. Das will ich aber nicht. Ich will, dass die Geschichte brühwarm ist.

Brühwarm? Fällt dir etwas ein, was dich in der Gegenwart an Faschismus erinnert? →

Lukas: Zum Beispiel die sogenannten Dönermorde. Da wurden Menschen umgebracht aufgrund ihrer Herkunft. Und das zeigt, dass in Deutschland dieser Zustand immer noch anhält. Das geht nicht.

Was bereitet deine Arbeitsgruppe vor?

Lukas: Wir planen – nach einem Berliner Vorbild – einen mobilen Stand, der auf den Gedenkort aufmerksam macht, indem er von

Punkt zu Punkt wandert – zum Beispiel auch zu Schulen – und einen Teil der Ausstellung schon vorab präsentiert. Zurzeit arbeiten wir an den Textfeldern. Dann gibt es eine virtuelle Fahrradtour zu den Gedenkorten, einen Kartentisch und einen Touchscreen, auf dem man nachschauen kann: Was geschah zur NS-Zeit in meinem Wohnviertel?

Wir möchten nämlich, dass der Hannoversche Bahnhof ein lebendiger Gedenkort wird, ein Ballungsort, zu dem die Leute auch kommen.

Daneben werden eine Schule, die Hafenuiversität und ein wunderschöner Park sein. Und der mobile Stand, den wir hier entwerfen, wirbt für die Gedenkstätte, zu der hoffentlich viel, viel Publikum kommt. Hamburger Deportationen sind ein Thema, von dem fast niemand etwas weiß. Wie, fragen mich Leute, da wurden Roma, Sinti und Juden deportiert? – Das ist wichtig, dass das auch noch mal beleuchtet wird! Nicht nur in Berlin, wo so viele Touristen hinkommen. Auch in Hamburg!

»Ich habe mich erinnert. Du dich auch?«



Niclas Sander (15) über Accessoires zur Erinnerung

Im Audiobeitrag auf der Website wie-wollt-ihr-euch-erinnern.de sagst du, dass du die Rechts-extremisten hasst. Ist das eine gute politische Haltung?

Niclas: Na ja, keine politische Haltung. Hass ist ein sehr starkes Wort. Ich bin halt sehr abgeneigt gegenüber Rassismus und Menschen, die so etwas vertreten. Das kann ich einfach nicht verstehen. Das ist keine normale Einstellung. Das hat meiner Meinung nach nichts mit Politik zu tun. Das ist von deren Seite einfach mal Hass auf eine Gruppe Menschen, die den Personen selber nichts getan hat.

Bist du zufrieden mit dem Projekt »Wie wollt ihr euch erinnern?«

Niclas: Auf jeden Fall. Wir haben den mobilen Stand, das Video, ein Lied. Ich hatte am Anfang nicht gedacht, dass wir so viel machen und mitbestimmen können. Ich hab das zuerst für eine Alibiveranstaltung gehalten, wo die Jugendlichen kommen und am Ende doch nichts entscheiden dürfen.

Und jetzt hast du den Eindruck, dass eure Entscheidungen aufgenommen werden?

Niclas: Wir haben die Möglichkeit, unsere Ideen einzubringen. Alle Arbeitsgruppen, die wir haben, sind von uns aus gekommen. Da war keine vorgegeben. Der ganze Verlauf dieses Projekts hat sich nach unseren Vorstellungen gerichtet.

Zurzeit arbeitest du in der Gruppe Accessoires. Was bedeuten Accessoires für dich?

Niclas: Das Thema wirkt absurd, wenn man sich eine Gedenkstätte für Deportationen vorstellt. Je mehr man sich aber hinein-denkt, umso mehr merkt man, dass es eine gute Sache ist. Wir haben vor, Leinenbeutel, die man zum Einkaufen nehmen kann, mit »Erinnere dich« in verschiedenen Sprachen zu bedrucken. Man muss ja auch zeigen, dass Deutschland nicht mehr so ist wie vor 75 Jahren. Gerade die jüngere Generation darf

das, was im Nationalsozialismus geschehen ist, nicht aus dem Gedächtnis verlieren, damit so etwas nie wieder passiert.

Aber wenn auf der Tasche nicht steht, woran ich mich erinnern soll. Dann erinnere ich mich vielleicht an meine Einkaufsliste, meine Haustürschlüssel oder Ähnliches.

Niclas: Diese Tasche kann man aber nicht irgendwo kaufen! Die gibt's nur an der Gedenkstätte. Die Tasche ist eine Art Andenken, zum Beispiel für Schulklassen. Die gucken sich das einmal an, und dann ...? Wenn die Schülerinnen und Schüler aber diese Tasche haben, dann werden sie bestimmt darauf angesprochen werden. Gerade weil dieses »Erinnere dich« in verschiedenen Sprachen relativ verrätselt ist, wird man sich mit diesem Thema weiterhin beschäftigen.

Ihr plant auch ein Armband?

Niclas: Da haben wir ein Motiv entwickelt mit einem Spruch: »Ich habe mich erinnert. Du dich auch?« – Auch wieder etwas, was neugierig macht. Ich erinnere mich an die Nazizeit, ich weiß, was da passiert ist, ich bin dagegen, ich will dagegen angehen. Mir ist die Nazizeit nicht egal, auch wenn sie jetzt schon Jahrzehnte her ist.

Wegweisend



Doris Ansje Köster (18) und Frauke Eggers (17) über neue Wege, junge Leute anzusprechen

Ihr habt in der Arbeitsgruppe Wegweiser mitgemacht?

Doris: Ja, heute hatten wir ein Gespräch mit einem Fachmann für das Fußgängerleitsystem. Das ist ja doch sehr bürokratisch. Da muss man die Wege so wählen, dass sie auch für

Rollstuhlfahrer zu benutzen sind, dass Leute nicht gegen die Schilder laufen, dass der Weg in sich schlüssig und alles miteinander verknüpft ist. Wir hatten schon auf die Höhe der Schilder geachtet und auf Vandalismus. Und jetzt hat Herr Böhm von der Behörde für Wirtschaft, Verkehr und Innovation uns das alles zusätzlich erklärt.

Wie habt ihr denn die Orte ausgewählt, zu denen die Wegweiser führen sollen? →

Doris: Wir haben uns das Ziel gesetzt, die Orte zu nehmen, die eine nationalsozialistische Geschichte haben, aber als solche heute nicht mehr erkennbar sind. Da konnten wir auf die DVD zurückgreifen, die dem Ausstellungskatalog schon beiliegt.

Warum wolltest du an dem Projekt teilnehmen, Frauke?

Frauke: Ich fand es interessant zu sehen, wie eine Gedenkstätte entsteht. Man sieht ja im Prinzip immer nur das fertige Produkt, und man ahnt nicht, wie viel man bedenken

muss. Zum Beispiel die vielen Vorschriften. Und dann ist das Thema natürlich wichtig: Denn es gibt viele Jugendliche, die es auf die leichte Schulter nehmen und sagen: »Na ja, ist ja Generationen her. Wir können eh nichts mehr dran ändern.«

Wer wird denn in die Ausstellung kommen?

Doris: Wahrscheinlich werden die Leute hingehen, die die Meinung der Ausstellung teilen. Aber ich habe die Hoffnung, dass irgendein Mitläufer der Neonazis das Gefühl hat, dass er sich das mal angucken muss.

Aber garantieren kann ich's nicht.

Muss man als Ausstellungsmacher/in nicht versuchen, sich in die Menschen hineinzudenken, die man erreichen will?

Frauke: Wir versuchen ja durch unser Hip-Hop-Lied, durch verschiedene Wegweiser oder durch den mobilen Stand verschiedene Menschen einfach zu mobilisieren, die zum Beispiel nach Hamburg kommen und nicht wissen, dass es die Gedenkstätte gibt. Man kann ja nicht einfach an der Tür klingeln und sagen: Jetzt kommen Sie doch mal mit dahin.

Mein Opa war U-Bootkapitän



Warum Marlin Christine Krebs (17) Aufklärung über Nationalsozialismus für noch nicht abgeschlossen hält

Die Arbeitsgruppe, in der du mitmachst, heißt: »Werbung ohne Promis«. Wie seid ihr auf diesen Namen gekommen?

Marlin: Wir wollten Prominente ansprechen und sie bitten, für den Hannoverschen Bahnhof Werbung zu machen. Wir dachten an Tim Mälzer, Dieter Bohlen, an Hamburger Sänger und Schauspieler. Wir hatten schon Ideen, wen wir wie ansprechen. Aber eine Schauspielerin aus unserem Umfeld meinte, dass die Gedenkstätte nicht das Thema ist, mit dem Promis sich brüsten wollen, dass die eher spenden würden. Dann haben wir uns überlegt, wir selbst können auch Werbung

machen. Und nun haben wir Sätze formuliert, die wir vor der Kamera vortragen.

Gibt es etwas aus deinem eigenen Umfeld, das du zum Thema Nationalsozialismus in Erinnerung hast oder halten möchtest?

Marlin: Mein Opa war U-Bootkapitän. Er hatte den Auftrag, Soldaten an einen Ort zu bringen, wo sie jüdische Kinder erschießen sollten. Aber er hat den Befehl nicht ausgeführt. Dafür wurden seine Kameraden und er in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Das war aber zum Kriegsende, und das Urteil wurde nicht vollstreckt. Ich bin sehr stolz auf meinen Opa, und deshalb habe ich das stark in Erinnerung.

Wie entstand denn dein Interesse an diesem Thema?

Marlin: Mein Opa hat meinem Bruder vom Krieg erzählt, und ich habe das mitbekommen. Ich hörte aber nur Bruchstücke und habe mir dann Gedanken gemacht: Wieso sollte jemand andere töten? War das normal, dass man sich widersetzt hat? Da habe ich nachgefragt. Dann wurde mir viel erzählt. In der Schule haben wir das Thema auch besprochen und Mitschüler haben von ihren

Großeltern erzählt. Das alles hat mein Interesse geweckt, so dass ich Geschichte nicht nur als Schulfach sehe, sondern dass ich da selbst Erfahrungen sammeln kann.

Welche aktuellen Themen stehen denn heute in Bezug zum Nationalsozialismus?

Marlin: Vor ein paar Monaten kam ja heraus, dass eine nationalsozialistische Gruppe von jungen Leuten in ihren Augen »ausländische« Geschäftsleute getötet haben. Wir denken, wir sind aufgeklärt, – aber es gibt diese Rechtsextremen noch in unserem Alltag. Das ist ja kein Einzelfall. Und das erschreckt mich wieder, und ich denke: Die Aufklärung ist noch nicht zu Ende. Noch nicht alle Menschen sind gegen Rechtsextremismus, so dass man das Thema immer wieder aufgreifen sollte.

Begegnet dir Rassismus im Alltag?

Marlin: Mir selber nicht, aber ich habe eine Freundin, die aus Afrika kommt und dunkelhäutig ist. Sie erzählt mir dann, dass sie früher viele Sprüche abbekommen hat. Aber jetzt ist sie selbstbewusster und kann auch besser gegenhalten.

Wen kann die Gedenkstätte erreichen?



Vinzenz (17) über Neonazis, die nicht zu beeindrucken sind

Was passiert mit den Videos, die ihr in der Gruppe »Werbung ohne Promis« aufnehmt?

Vinzenz: Diese Videos wollen wir vermarkten. Die sollen ja bekannt werden und zur Werbung für die Gedenkstätte beitragen. Da ist das Internet die beste Basis. Wir wol-

len sie bei Youtube hochladen. Von da aus kann man es natürlich auf alle möglichen Plattformen weiter verbreiten: zu hamburg.de, zur Projektwebsite – und vielleicht zum Fernsehen. Da wissen wir noch nicht, wie das klappen kann, aber man könnte auch darüber nachdenken. Und natürlich wollen wir die Schulwebsites erreichen. Da könnten wir selber einen Beitrag leisten. Wir kommen ja alle von verschiedenen →

Schulen und können so ein breites Interesse wecken für die Gedenkstätte.

Wie reagierst du, wenn du auf Rechtsextremisten triffst?

Vinzenz: »Bloß aus dem Weg gehen«, würde ich sagen. Die, die ich erlebt habe, fackeln nicht lange, die hauen drauf.

Glaubst du, dass solche Menschen eine Gedenkstätte wie ihr sie plant, besuchen werden?

Vinzenz: Definitiv nicht. Die haben dazu keinen Zugang. Die Menschen, die eine solche politische Überzeugung haben, gehören nicht zum Bildungsbürgertum, das sich auf solche Weise beeinflussen lässt. Da müsste man andere Konzepte entwickeln.

Du meinst, eine Gedenkstätte ist eher etwas für gebildete Bürger?

Vinzenz: Es kann sein, dass ein Kind, das in der Prägungsphase ist, dahin kommt und ausreichend konfrontiert wird, so dass es etwas lernt. Aber die Menschen, die jetzt Neonazis sind, werden davon nicht beeindruckt, glaube ich. Ich glaub' auch nicht, dass das Gedenkstättenkonzept auf sie abzielt.

Alle Fotos der Interviewten © Henning Semat

Was, wie, wann, wo?



Vier kurze Fragen an Frau Dr. Annette Busse, Kulturbehörde Hamburg, zur weiteren Planung und Realisation der Gedenkstätte Hannoverscher Bahnhof und des Lohseparks

Was sagen Sie zu den Ideen, die die Jugendlichen im Partizipationsprojekt »Wie wollt ihr euch erinnern« entwickelt haben?

Dr. Busse: Die Teilnehmer/innen des Projekts haben uns gezeigt, dass Jugendliche auf sehr emotionale Art und Weise an die Gräueltaten der Nationalsozialisten und speziell die Deportationen erinnern wollen. Die AG Audio hat ein Modell entwickelt, wie die Besucher der künftigen Ausstellung zunächst mit Stimmen und ganz vielen akustischen Signalen abgeholt und in die bedrückende und schreckliche Abfahrtsituation am Deportationsbahnhof geführt werden. Gleichzeitig haben uns die Jugendlichen überrascht mit der Verknüpfung ganz selbstverständlicher Kulturelemente ihrer Generation, wie Festivalbänder, Jutetaschen oder einen Rap mit diesem schweren und belasteten Ort.

Wie werden diese Ideen in den weiteren Planungsprozess integriert?

Dr. Busse: Wir haben mit den Schüler/innen verabredet, dass wir sie eng in den Planungsprozess einbeziehen. Ein erstes Treffen haben wir bereits für November dieses Jahres geplant. Dann werden wir auch den weiteren Projektfortgang vorstellen können und mit den Jugendlichen diskutieren, wie ihre Ideen eingebracht werden können. Einige Vorschläge können bereits heute konkret aufgegriffen werden, wie zum Beispiel der Mobile Stand,

der in der Übergangszeit bis zur Eröffnung des Informations- und Dokumentationszentrums an Hamburger Schulen und auf öffentlichen Plätzen auf den Lohseplatz und den ehemaligen Hannoverschen Bahnhof hinweisen soll.

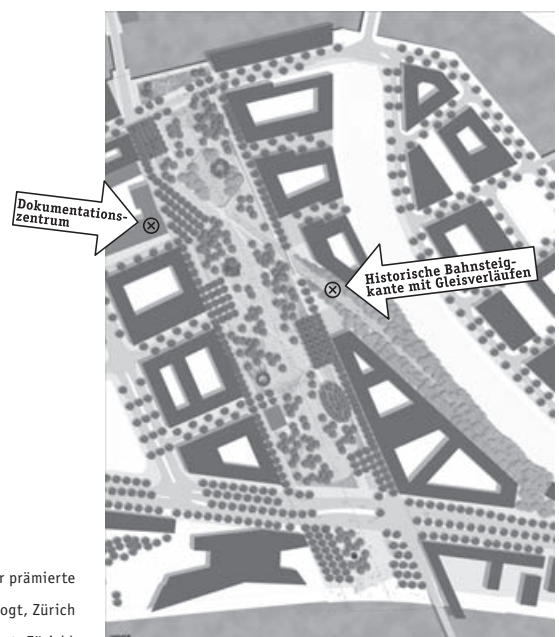
Wann wird die Gedenkstätte realisiert?

Dr. Busse: Die Gedenkstätte wird in mehreren Abschnitten realisiert, da es im gesamten Bereich der östlichen HafenCity sowohl gravierende Infrastrukturmaßnahmen vorzunehmen gilt, die insbesondere den Hochwasserschutz betreffen, und inmitten des künftigen Lohseparks eine große Spedition noch einen bis 2017 laufenden Mietvertrag hat. Der Lohsepark wird somit abschnittsweise realisiert und der eigentliche Gedenkort kann erst nach 2017 angelegt werden. Mit dem Bau des Informations- und Dokumentationszentrums soll möglichst 2013 begonnen werden.

Wo und mit welchem Bezug zu den historischen

Resten des Hannoverschen Bahnhofs wird die Gedenkstätte errichtet werden?

Dr. Busse: Die Gedenkstätte Hannoverscher Bahnhof besteht aus zwei Teilen und verbindet zwei geografische Punkte. Einerseits den historischen Ort der Bahnsteigkante des Gleises 2, von dem nach heutiger Kenntnis die meisten Deportationszüge zwischen 1940 und 1945 abfuhren. An diesem Ort im südwestlichen Teil des Lohseparks konnten neben der Bahnsteigkante auch historische Gleisverläufe unter Schutz gestellt werden – beide Relikte werden in markanter Anschaulichkeit den tiefen Einschnitt, den die nationalsozialistische Verfolgung und Deportation in unserer Stadtgeschichte hinterlassen hat, im Lohsepark markieren. Gleichzeitig werden sie in klarer Sichtbeziehung zum Ort der Informationsvermittlung, dem Informations- und Dokumentationszentrum am Lohseplatz – dem ehemaligen Vorplatz des Hannoverschen Bahnhofs – stehen.



So könnte der Lohsepark gestaltet werden. Der prämierte Planungsentwurf der Landschaftsarchitekten Vogt, Zürich (Illustration: Vogt, Zürich)

»Die Spuren sind das eine, ihre Deutung das andere«

Gedenkort und die Schwierigkeiten mit der Authentizität

Von Harald Schmid, Hamburg

Von der »Vergangenheitsbewältigung« zur »Erinnerungskultur«

Wer heute zwischen 15 und 25 Jahren alt ist, hat eine politische Sozialisation erfahren, in der das öffentliche Erinnern an die Zeit des Nationalsozialismus selbstverständlicher Teil eines pädagogischen und geschichtspolitischen Konsenses ist. Die Jahrzehnte der »Vergangenheitsbewältigung«, in denen demonstrative Verdrängung und Verleugnung ebenso wie teilweise unversöhnliche Konflikte der Generationen im Streit um Schuld, Verantwortung und Erinnerung vorherrschten, sind weitestgehend überwunden. Stattdessen findet man heute fast nur noch Zustimmung – oder Überdruß.

Anders als etwa noch in den 1980er-Jahren gibt es keine nennenswerte Abwehr mehr gegen die öffentliche Präsenz der Vergegenwärtigung von Hitler, Zweitem Weltkrieg, Widerstand, Gewaltherrschaft und Völkermord. Einzig Rechtsextremisten bekämpfen weiterhin die Orientierung Deutschlands an jenen Einsichten und Werten, die aus der Auseinandersetzung mit der singulären Katastrophe und den schockierenden Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes erwachsen sind.

Dieser partei- und milieübergreifende Konsens ist Ergebnis vielfältiger Entwicklungen der deutschen Geschichte seit dem Zweiten Weltkrieg und mündet in eine Erinnerungskultur, die aktuell in Veränderung begriffen ist. Um nur die wichtigsten Aspekte zu nennen: zuvorderst die große Zeitdistanz zur Epoche des Faschismus, damit unmittelbar verbunden das Aussterben der Tätergeneration und das »Verstummen der Zeitzeugen«; der mehrfache Generationenwechsel und der damit verknüpfte, auch familiäre und emotionale Abstand; fachwissenschaftlich ist auf die Historisierung des Nationalsozialismus zu verweisen; hinzu kommen epochale Umbrüche: die deutsche Vereinigung mit ihren nationalisierenden Tendenzen, die auch ein Motor des Diskurses »Deutsche als Opfer« sind, ferner die europäische Einigung sowie weitere entnationalisierende und globalisierende Entwicklungen. Alles in allem ist die politische Kultur Deutschlands heute eng mit der Erinnerung an die nationalsozialistische Gewaltherrschaft und deren monströse Verbrechen verwoben, wenngleich sich die normativen Bindewirkungen infolge der oben angedeuteten Entwicklungen zunehmend abschwächen.

Pointiert gesagt: Musste man zu Zeiten der »Vergangenheitsbewältigung« stets mit star-

ken Widerständen gegen kritische Thematisierungen der NS-Zeit rechnen, kann man heute einen Konsens im Umgang mit dieser Geschichte erwarten. Die Herausforderung unserer Tage besteht weniger im Kampf gegen Verdrängung sondern überhaupt für ein Interesse an dieser Geschichte – und für die demokratische Weitergabe und Transformation eines historisch-politischen Erbes an eine radikal pluralistische Gesellschaft, an nachwachsende Generationen ohne direkten generationellen Zugang zu dieser Zeit und an Migrant*innen mit ganz anderen Horizonten des Geschichtsbewusstseins. Die Erkenntnis, dass die konfrontative Aufarbeitung der NS-Vergangenheit ein generationelles Projekt war und inzwischen weitgehend abgeschlossen ist, ringt dabei mit den Versteinerungen einer ritualisierten und professionalisierten, von einer Tendenz zum Affirmativen geprägten Kultur des Erinnerns.

Es geht also um eine Reihe von Fragen, die die jüngsten Veränderungen reflektieren: Welcher Stellenwert hat die Geschichte des Nationalsozialismus heute, fast acht Jahrzehnte nach dessen Machtübernahme, welche Bedeutung hat die öffentliche Erinnerung daran? Wie kann man der Routinisierung des Gedenkens entgegenkommen, wie kann Vergangenheit immer wieder für die Gegenwart zum »Sprechen« gebracht werden? Wie kann die Bedeutung des Nationalsozialismus immer wieder in ein politisch wie intellektuell glaubwürdiges Verhältnis zur Gegenwart gebracht werden? Wie können das negative Erbe des Nationalsozialismus und die positive Tradition kritischer Auseinandersetzung damit den nachwachsenden Generationen angemessen vermittelt werden – ohne Zeigefinger, ohne Ideologisierung, und doch mit ernsthafter Bemühung um eine Reflexion und

Wie können das negative Erbe des Nationalsozialismus und die positive Tradition kritischer Auseinandersetzung nachwachsenden Generationen angemessen vermittelt werden – ohne Zeigefinger, ohne Ideologisierung, und doch mit ernsthafter Bemühung um eine Reflexion und Aneignung dieser lastenden Vergangenheit?

Aneignung dieser lastenden Vergangenheit? Und wie können wir es schaffen, die im internationalen Vergleich bemerkenswert selbstkritische Grundstruktur der Erinnerungskultur fortzuschreiben?

Authentizität – suggestiver Mythos der Erinnerungskultur

Ein herausragender Bestandteil dieser hier nur angedeuteten Erinnerungskultur sind die Gedenkstätten. Dieser Begriff ist schon lange nicht mehr angemessen, geht es dabei doch um weit mehr als Gedenken.

Umgreift er in einem weiten Sinne sämtliche Orte des Gedenkens – vom einfachen Grabstein bis zur großflächigen Erinnerungsstätte mit professionellem Personal und diversen Angeboten für die politisch-historische Bildungsarbeit, sind mit »Gedenkstätte« im engeren Sinne nur jene Orte bezeichnet, die am historischen Ort eines Lagers, eines Gefängnisses oder eines Ereignisses mit Gedenk-, Informations- und Bildungsangeboten an Leiden und Opfer, an Taten und Täter erinnern. Sie bringen also – als Gedenk- und Lernort – Vergangenheit und Gegenwart in der Bildungsarbeit zusammenbringen. Insofern lassen sich die Gedenkstätten für die Opfer des »Dritten Reichs« und zu dessen Herrschaftsstruktur als vergegenständlichte Grundidee westdeutscher Vergangenheitsaufarbeitung begreifen: dass Lernen aus der Geschichte nicht nur möglich, sondern auch nötig sei. Mit Blick auf die Bedingtheit historischer Erkenntnis und museumsdidaktischer Gestaltung repräsentieren sie zeittypische »Kristallisationskerne des Verstehens« (Wolfgang Benz).

Ort und Erinnerung gehen an den Gedenkstätten eine enge Symbiose ein: Die Orte scheinen das Historische zu evozieren, die Erinnerungen auf den Ort zurückzuwirken. So entsteht eine »Aura«, eine mit Vergangenheit, Raum und Ethos zum Eindruck des »Authentischen« gleichsam angefüllte Atmosphäre. Authentizität bezieht sich auf die Gewissheit, am historischen Ort des fraglichen Geschehens zu sein, dessen materielle Überreste und originale Zeugnisse der hier einst leidenden, handelnden und mordenden Menschen vorzufinden. Das Authentische wird dabei als echt und unmittelbar, die Kopie, Rekonstruktion, Veränderung oder Fälschung als Verlust gedeutet. Es geht also um Bedeutungskonstruktionen, Eigenschaften, die Dingen zugeschrieben werden, somit um eine Relation zwischen Menschen und Objekten.

In der heutigen Museums- und Gedenkstättenarbeit ist die Überzeugung fest verankert, dass die Auseinandersetzung mit materiellen Überresten einen besonderen Wert in der Vermittlung von Geschichte hat: einerseits durch die konkret-sinnliche Anschaulichkeit, andererseits durch eine Art gegenständlicher Beweiskraft des »authentischen« Zeugnisses. Authentisch ausgewiesene historische Relikte werden als »Chance der historischen Sinnbildung« (Jörn Rüsen) begriffen und genutzt. So betreiben Gedenkstätten-Mitarbeiter/innen mitunter einen beträchtlichen Aufwand bei der Suche nach Spuren und deren Erhaltung. Bezeugen doch bauliche und sonstige materielle Relikte, überlieferte Stimmen der Opfer und aufgezeichnete Aussagen von Überlebenden Faktizität und Evidenz dieser Geschichte. Gebäude wie ein Arrestbunker oder eine Häftlingsunterkunft, seien sie auch stark verfallen, verwittert oder überwachsen, dokumentieren, beglaubigen und symbolisieren eine Leidensgeschichte, die just hier stattfand, nur eben sieben Jahrzehnte früher. Kurzum, Authentizität scheint einen unmittelbaren Zugang zur Vergangenheit zu eröffnen.

Auch die scheinbar klarsten und willfährigsten Texte oder archäologischen Materialien sprechen erst dann zu uns, wenn wir sie zu befragen wissen.

Doch, so der Kunsthistoriker Detlef Hoffmann, »die Spuren sind das eine, ihre Deutung das andere«. Spuren, Relikte, Überreste sind als solche stumm: »Auch die scheinbar klarsten und willfährigsten Texte oder archäologischen Materialien sprechen erst dann zu uns«, schreibt der französische Historiker Marc Bloch, »wenn wir sie zu befragen wissen.« Der Eindruck von Authentizität kann also entstehen durch das Zusammenwirken von geschichtspädagogischer Inszenierung und subjektiven Interpretatio-

nen und Imaginationen. Gewiss, das Areal, die Überreste, die historische Dokumentation einer Gedenkstätte eröffnen einen Raum der Geschichte, aber eben keinen direkten Zugang zur Vergangenheit. Letztere ist kategorisch vorüber, es gibt grundsätzlich keinen Weg »zurück«. Einzig die Möglichkeit verbleibt, durch Quellen und Überreste, durch historisch-kritische Methode und immer wieder viel Verstehens- und Deutungsarbeit Vergangenheit zu rekonstruieren – im Wissen, dass dies bestenfalls näherungsweise möglich ist. Denn Geschichte, von alters her stets doppeldeutig und sowohl das Geschehen selbst als auch die Erzählung darüber bezeichnend, ist als Bericht über Vergangenes immer eine Konstruktion, eine aus der Gegenwart verfasste Deutung von Ereignissen, über die man nie alles und immer zu wenig weiß, die man als wichtig ausgewählt und andere als unwichtig an den Rand gedrängt oder übergangen hat.

In diesem Sinne erzählen und vermitteln Wissenschaft, Politik, Kultur und Kunst uns immer wieder Vergangenheit als Geschichte für die Gegenwart. Diese prinzipiellen geschichtstheoretischen Überlegungen sollte man sich gerade in einem Kontext vor Augen halten, der wie die Gedenkstätten zur NS-Zeit mit intensiven, historisch-auratisch und politisch-ethisch angefüllten »Botschaften« eine Nähe suggeriert, die die kategorische Differenz zwischen Vergangenheit und Gegenwart mitunter vergessen lässt.

Ist das Denkmal für die ermordeten Juden Europas ein authentischer Ort? Nein, an diesem großflächigen Mahnmal gab es vor 1945 weder ein Konzentrationslager noch eine andere Repressionsstätte des Hitler-Regimes. Und doch entfaltet das »Holocaust-Mahnmal« eine eigene, durch den zentralen Ort in der Bundeshauptstadt des neuen Deutschland und durch die Monumentalität der Gestaltung bedingte Geschichtsaura. Der Ort hat nichts mit der Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden zwischen 1933 und 1945 zu tun. Aber aus politischen Gründen wird hier daran erinnert, so dass der Ort längst zu einem der bekanntesten Symbole dieser Verbrechen geworden ist. Das Stelenfeld von Berlin ist nicht authentisch aber hochsymbolisch. Es steht im kollektiven Bildgedächtnis gleichsam neben dem historischen Lagertor von Auschwitz.

Auch Gedenkstätten an den Orten ehemaliger Konzentrationslager oder an Schauplätzen der Verfolgung können diese symbolische Kraft entwickeln. Allerdings benötigen sie in erster Linie den Schein des Authentischen. Das vor Ort mit museumsdidaktischen Mitteln inszenierte Wissen, es mit einem historisch bedeutsamen Ort in der übergreifenden Geschichte der Gewaltverbrechen des »Dritten

Reiches« zu tun zu haben, ist gewissermaßen das wichtigste Kapital einer solchen Gedenkstätte. Hierfür spielen Relikte (respektive deren Überreste) wie Lagerbaracken, Wachtürme, Sanitäreinrichtungen, Stacheldrähte, Zaunpfähle, Arrestbunker, Grundmauern, Appellplätze, Straßen und Gegenstände des Lagerlebens eine zentrale Rolle. Fast alle Gedenkstätten können in diesem Sinne Relikte von Terror und Leiden vorweisen.

Alternative Wege. Was aber, wenn es keine oder nur ganz wenige Überreste gibt? Wenn die materielle Überlieferung zahlenmäßig auf so niedrigem Niveau ist, dass erinnerungskulturelle Authentizität auf diesem Wege kaum erreichbar ist? Wenn, um mit Detlef Hoffmann zu sprechen, das »Gedächtnis der Dinge« nicht mehr funktioniert? Manche Gedenkstätten befinden sich in dieser Situation und sind genötigt, alternative Wege zu gehen. Vielleicht am Augenfälligsten ist hier das Beispiel der Vernichtungslager Belzec, Kulmhof, Sobibor und Treblinka, dasselbe trifft auf die kaum bekannten Vernichtungslager Bronnaja Gora und Maly Trostinez zu. An diesen Orten beseitigte die SS nahezu sämtliche Spuren, auch die schriftlichen, an anderen wie Auschwitz und Majdanek gelang dies aufgrund der heranrückenden Roten Armee bloß teilweise; oft überlebten nur ganz wenige Opfer den Massenmord, sodass auch die mündliche Überlieferung heikel ist. Authentizität ist also eine gewichtige Ressource für Gedenkstätten – und wo es an materiellen Überresten mangelt, haben die Einrichtungen ein echtes Problem mit dem »Echten«. Diese Herausforderung ist nicht neu und hat zu unterschiedlichen Umgangsweisen damit geführt. Dabei geht es primär darum, die Vorstellungskraft von Besuchern seriös zu aktivieren, um das Unsichtbare wenigstens in die individuelle Imagination zurückzuholen.

Doch auch wo es diesen Mangel nicht gibt, sollten die Attribute »original« und »authentisch« nur mit Vorbehalt verwendet werden. Denn eine professionelle Inszenierung lässt leicht vergessen, dass es eine solche Authentizität im engeren Sinne gar nicht geben kann. Blieben materielle Überreste wie eine Holzbaracke überhaupt erhalten, wurden sie oft direkt nach Kriegsende oder in den erinnerungsfeindlichen fünfziger Jahren beseitigt; wo nicht, wurden sie zunächst oft umfunktioniert zu anderen Zwecken und später abgerissen; ansonsten waren sie dem Zahn der Zeit ausgesetzt und verfielen. In Gedenkstätten wurden sie dann oft zu Präsentationszwecken bearbeitet, sei es zur Konservierung, sei es zur herzeigbaren Rekonstruktion, sei es als Überformung oder Umfunktionierung. Authentizität im Sinne von »ursprünglichem Zustand«

Zu dem Autor

Dr. Harald Schmid, Politikwissenschaftler und Zeithistoriker, Hamburg, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Bürgerstiftung Schleswig-Holsteinische Gedenkstätten und am Historischen Seminar der Christians-Albrechts-Universität zu Kiel. Veröffentlichungen zu Erinnerungskultur, Geschichtspolitik und Regionalgeschichte.

ist ein nachvollziehbarer Wunsch nach glaubwürdiger Anschaulichkeit, aber letztlich eine Fiktion. »Ironischerweise müssen die ›authentischen‹ Objekte in permanenter Arbeit konserviert und erhalten werden, damit sie ihren ›authentischen‹ Charakter bewahren können«, heißt es treffend bei den österreichischen Historikern Gerhard Botz, Daniela Ellmauer und Alexander Prenninger. Aber mehr noch, auch von einer authentischen Erinnerung eines Zeitzeugen zu sprechen, ist zumindest problematisch – zu viel wissen wir inzwischen über die Unzuverlässigkeit menschlichen Erinnerns, zu viel über die permanente Neukonstruktion der Vergangenheit im Gedächtnis. Aber gewiss, in einem weniger strikten Sinne haben wir es hier mit Authentizität zu tun – in jenem Sinne, dass materielle oder persönliche Zeugnisse aus der Zeit der NS-Diktatur vorliegen. Mit diesem »Pfund« müssen Gedenkstätten, müssen Erinnerungskulturen wuchern, sollten aber das Problem der Authentizität nicht beschönigen.

Authentizität heißt in Gedenkstätten also: Umgang mit nicht mehr Existentem, Umgang mit Verändertem – und dadurch generell Umgang mit Spuren und Schichten unterschiedlicher früher Praxen. »Gedenken ist auf diese Weise immer gestört, nie eindeutig« (Detlef Hoffmann). Anders gesagt: Authentizität ist immer kontaminiert, sowohl der verändernde Eingriff als auch der belassende Nicht-Eingriff sind in Gedenkstätten Teil der Inszenierung von Geschichte – Einsichten, die auch für die Hamburger Erinnerungskultur und die Diskussion um die Gestaltung des Lohseplatzes am ehemaligen Hannoverschen Bahnhof der Hansestadt bedeutsam sind.

Der Erinnerungsort Lohseplatz

Der 1872 gebaute Hannoversche Bahnhof wurde nach der 1906 erfolgten Eröffnung des Hamburger Hauptbahnhofs nur noch als Güterbahnhof genutzt. So war der Hannoversche Bahnhof im »Dritten Reich« eingebunden in die nationalsozialistische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik. Zwischen 1940 und 1945 fungierte er als Hamburger Deportationsstätte. Von hier fuhrn mindestens 20 Deportationszüge mit über 7692 Juden, Sinti und Roma in die Gettos, Konzentrations- und Vernichtungslager, von denen wohl weit weniger als tausend überlebt haben. Nach der zeitgeschichtlichen und erinnerungskulturellen »Wiederentdeckung« des Ortes in den 1990er-Jahren hat die Stadt Hamburg den weiteren Umgang mit dem Areal auf dem ehemaligen Großen Grasbrook und heutigen Lohseplatz – benannt nach dem Architekt und Ingenieur Hermann Lohse – in der neu entstehenden Hafen-City in einem bemerkenswert umsicht-

Mit dem Projekt »Gedenkort Lohseplatz« hat Hamburg die Chance, endlich der erinnerungskulturell bislang in der Stadt marginalen Deportationsgeschichte einen herausgehobenen Ort zu widmen.

gen, mehrjährigen Diskussionsprozess reflektiert und vorangebracht. Mit einer Ausstellung, der Einrichtung einer Steuerungsgruppe, mit Kolloquien, Wettbewerbsausschreibungen und Gutachten, ersten Übergangs-Neugestaltungen soll die Errichtung sowohl eines Informations- und Dokumentationszentrums als auch einer Gedenkstätte realisiert werden – eingebettet in einen multifunktional genutzten Park.

Mit dem Projekt »Gedenkort Lohseplatz« hat Hamburg die Chance, endlich der erinnerungskulturell bislang in der Stadt marginalen Deportationsgeschichte einen herausgehobenen Ort zu widmen. Seit Oktober 1993 erinnert am Hamburger Hauptbahnhof eine Gedenktafel der Deutsch-Jüdischen Gesellschaft Hamburg an die hiesigen Deportationsopfer. Bei der Gesamtschule Winterhude wurde im Jahre 1996 das »Denk-Mal Güterwagen« eingeweiht, ein Erinnerungsprojekt von Schülern, Lehrern und Anwohnern, das mit zwei vor einem Güterwaggon der Deutschen Reichsbahn stehenden Skulpturen zweier Lehrerinnen der früheren Schule Meerweinstraße gedenkt, die in den Transporten vom Hannoverschen Bahnhof ins Ghetto deportiert wurden und ums Leben kamen. Schließlich wurde 2005 am Lohseplatz im Rahmen des Hamburger Tafelprogramms eine weitere Tafel angebracht.

Allein, das Projekt Lohseplatz kann sich auf nur wenige historische Relikte stützen, Authentizität ist sozusagen Mangelware. Die Reste des im Zweiten Weltkrieg stark zerstörten Hannoverschen Bahnhofs wurden in den 1950er-Jahren gesprengt. Deshalb gibt es heute außer Resten des ehemaligen »Bahnsteigs 2« und von Bahngleisen keine weiteren materiellen Überreste des Bahnhofs, wobei Lage und Materialität der letzteren infolge diverser Veränderungen nicht mehr der historischen Beschaffenheit entsprechen.

Zentrale Fragen. Im Mittelpunkt des derzeit größten Hamburger Gedenkprojekts steht also der Lohseplatz, der vormalige Bahnhofsvorplatz. Die zentralen Fragen des Projekts beziehen sich auf die Freiraumgestaltung und lauten: Wie kann dieser historische Ort mit minimalen Überresten museumsdidaktisch zum »Sprechen« gebracht werden? Und wie können

Vorgeschichte und Nachnutzung intelligent und ansprechend präsentiert werden? Die frühere Kultursenatorin Karin von Welck sagte: »Gerade in der HafenCity, wo sich heute Hamburgs Zukunft am stärksten auftut, sollen die dunklen Seiten der Hamburger Geschichte bewusst mit einbezogen werden.« Der geplante Gedenkort, so von Welck weiter, »dokumentiert auf Dauer in markanter Anschaulichkeit den tiefen Einschnitt, den die nationalsozialistische Verfolgung und die Deportationen in unserer Stadtgeschichte hinterlassen haben.« Damit ist die gestalterische Herausforderung benannt.

Wie kann dieser historische Ort mit minimalen Überresten museumsdidaktisch zum »Sprechen« gebracht werden?

Eine Zeitzeugin der Hamburger Deportationen, Ingrid Wecker, hat den Hannoverschen Bahnhof als »ein Symbol dieser grauenvollen Zeit« bezeichnet. Wie kann diese Perspektive in die avisierte Gestaltung des Gedenkortes einfließen? Kann das heute weitgehend Unsichtbare hier wieder sichtbar werden? Die Berliner Kunsthistorikerin Stefanie Endlich hat im Rahmen eines Kolloquiums zur Gestaltung des Lohseplatzes mehrere Typen des Umgangs mit historischen Orten ohne oder nur wenigen Relikten benannt: künstlerische und architektonische Markierung, deutende Neugestaltung, Hinführung zum konkreten Ort (etwa mit Tafeln oder Installationen) sowie Schutz der baulichen Spuren.

Zum einen soll das Problem weniger Überreste am historischen Ort Lohseplatz eine künstlerische Antwort finden, zum anderen eine räumliche: Da sich der vormalige Bahnsteig 2 ebenso wie die historischen Gleisverläufe heute außerhalb des geplanten Lohseparcs befinden, sieht das inzwischen vorgelegte Konzept eine diagonal durch das Areal des Lohseparcs gezogene, landschaftsgestalterische Verbindung zwischen den beiden, ungefähr 400 Meter voneinander entfernten Orten vor. Damit soll der historische Weg der Deportationszüge in der Gestalt einer Sichtachse visuell kenntlich gemacht werden. Den Gestaltungswettbewerb hat 2010 das Landschaftsarchitektenbüro Vogt aus Zürich für sich entschieden. Man darf gespannt sein, ob und wie am Lohseplatz die »Überbleibsel alter Schrecken«, wie die Auschwitz-Überlebende Ruth Klüger das »Authentische« der Gedenkstätten sarkastisch umschrieben hat, für uns Nachlebende zum Sprechen gebracht werden. Teil dieser Entwicklung sollten auch die Ergebnisse des Wettbewerbs »Wie wollt ihr euch erinnern?« sein.